

Zeitschrift: Bündnerisches Haushaltungs- und Familienbuch
Band: - (1928)

Artikel: Der Bub des Wilderers
Autor: Plattner, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-971652>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

An einem nebligen Spätherbsttag, da der Schnee bereits weit in die Täler herunterhing und jeder neue Tag den endgültigen Winter bringen mochte, stieg aus dem Schornstein der Lauba-Klubhütte Rauch in die Luft.

Wer mochte zu dieser Zeit noch in der Klubhütte weilen, da längst die letzten Bergsteiger und Gemsjäger zu Tal gezogen und bereits fußhoher Winterschnee den Boden bedeckte?

Es waren zwei Menschen. Der von allen Leuten des Tales schief angesehene Gemsjäger und Wildfrevler Albertin mit seinem noch schulpflichtigen Sohn Georg. Ueber den Alten, den verwegenen Menschen mit dem bösen Blick, waren die Meinungen einig. Man fürchtete ihn und traute ihm keinen Schritt über den Weg. Er hatte schon des öfters mit der Polizei zu tun gehabt und mit Freiheitsstrafen für seine Frevel gebüßt.

Dem Buben konnte man vorläufig nichts Böses nachsagen, wenn auch schlechte Zungen immer wieder behaupteten, der Apfel könne nicht weit vom Stamme fallen, was so viel hieß, daß Georg früher oder später in seines Vaters Fußstapfen treten würde. Für den Augenblick trat die Mehrheit des Dorfes kräftig ein für den armen Buben, von dem man wußte, daß sein Vater ihn oft schwer mißhandelte, weil er sich dagegen wehrte, ihm behilflich zu sein in seinem dunklen Gewerbe.

Georg war nach dem Tode der Mutter aus des Vaters Haus genommen und jahrelang im Unterland in einer Bauernfamilie verkostgeldet worden, auf der Gemeinde Kosten, da der Vater seinen kleinen Verdienst im Schnaps vertat.

Im Frühling war er ins Dorf zurückgekehrt. In der Gemeinde waren Stimmen laut geworden, der Georg könnte im eigenen Dorf seinen Unterhalt verdienen statt die Gemeinde durch sein Kostgeld zu belasten. So war er Ziegenhirt geworden und schickte sich gern und willig in dieses neue Amt.

Kaum unter einem Dach mit seinem Vater, war der alte Zwist zwischen den beiden aufgebrochen. „Bist ein feiner Herr worden“, hatte der Alte gespottet, als der sauber gekleidete Bub über die Schwelle getreten.

Von diesem Tag an waren es fortgesetzte Sticheleien auf seinen guten Anstand und vor allem auf seine Ehrlichkeit. Dann waren es Drohungen und gar Schläge, als der Junge gewagt, dem Vater jede Mithilfe bei seinen Frevelgängen abzusagen.

„Brauchst dich nicht so heilig zu stellen“, hatte er dann wieder gestichelt. „Bist auch kein Heiland, und dem Präses sein Töchterlein wirst nicht erwischen mit all deinen glatten Manieren.“

Da war der Bursche feuerrot geworden. Aufgesprungen war er und in der niedern Hütte hingetreten vor den Vater flammenden Auges. „Geht dich nichts an, was ich denk und tu. Laß mich in Ruh, wie ich dich in Ruh lasse mit deinem Lasterleben.“

Weiter hatte der Alte gefitzelt, der aus Wirtshausgesprächen um die geheime Verehrung seines Buben für des Präsidenten Töchterlein wußte:

„Willst halt gar hoch hinaus. Dein Vater und seine Hütte sind dir immer zu wenig gewesen.“

Und nach einer Pause, da der Bub in sich zusammengesunken ins offene Feuer starrte:

„Bist einer wie die Mutter. Fromm und zart. Halt gar nicht die Art der Albertin.“

Da war der Bub aufgefahren. „Laß die Mutter sein. Ich bitt dich! Hast ihr das Leben schon traurig genug gemacht.“

Dann wieder ein ander Mal in weinseliger Laune war der Alte in schlauer Verstellung an dem Jungen.

„Schau, Bub, ich bin nicht so ein Hundemensch, wie sie tun. Hab' auch ein Herz im Leib und deine Mutter lieb g'kan und dich au. Aber niemand will mich verstehn. D's Jagen liegt wie Feuer in meinem Blut, das mich verbrennen tät, wenn ich nicht nachgäb. Mußt deinen Vater um dessetwegen nicht auch verstoßen und verachten wie die andern. Bist doch mein Buob.“

Dann war es wie heiße Flammen aufgestiegen im Jungen. Kindliche Gefühle für den armen Vater. Liebe und Mitleid mit dem Verstoßenen. Und in einer Sekunde hatte er alles verzeihen können.

Waren am Ende nicht auch die Leute viel schuld dran, daß sein Vater so geworden. Hatten sie nicht den unehelichen Buben durch seine ganze Jugend hindurch mit Verachtung behandelt und ihn so in herbe Verbitterung der Welt gegenüber getrieben. Und hatten nicht sie den kaum Erwachsenen zum Wildfrevler gestempelt, ehe er seinen Stutzer zu gesetzeswidrigem Gebrauch angelegt!

Daß man den Vater jetzt mied wie den leibhaftigen Gottseibeius und die Kinder mit den Fingern nach ihm wiesen, tat dem Buben in der Seele weh. Er wußte genau, daß im Dorf hinter gewissen Heuchlern und Scheinheiligen sich größere Wichte bargen als sein Vater einer war.

In solchen Augenblicken packte den Buben ein wilder Zorn gegen die sogenannte bessere Welt, und er fühlte sich ganz auf seiten seines Erzeugers, dessen Blut und Fleisch er ja war.

Er hatte nur zu häufig Gelegenheit, versteckte oder offene Anspielungen auf das Treiben seines Vaters zu hören, von Kameraden oder Erwachsenen. Zuerst hatte er geschwiegen, wohl wissend, daß ein Korn Wahrheit dabei war. Aber gewürgt hatte ihn jedes böse Wort gegen den Vater. Dann war der Trotz aufgesprungen in ihm. Hatten die Leute nicht genug vor den eigenen Türen zu wischen! Was mischten sie sich immer ungerufen in fremde Angelegenheiten! Er forderte auch keinen heraus, von dem der Leumund keinen hellern Klang hatte als der seines Vaters.

Er steckte die bösen Worte nicht mehr gutmütig ein. Zum Erstaunen manch eines Spötters trat der Knabe unerschrocken für den Vater ein, ja, scheute sich nicht, ein offenes Wort den Beleidigern hinzuschleudern.

Da hieß es im Handkehrum im Dorfe: der Bub ist nicht besser als der Alte. Und die Klugen mit ihrem Sprüchlein, daß der Apfel nicht weit vom Stamme falle, behielten zu ihrer großen Genugtuung recht.

In der Lauba-Klubhütte also saßen der alte Albertin und sein Bub, der Georg, während es draußen langsam zu schneien anhub und Tal und Berg im Schneegestöber bald dem Auge verschwanden.

Der Stutzer, den der Alte zu holen vorgegeben, war längst unter einem Holzhaufen hervorgezogen und hing jetzt an der Wand. Es wunderte den Buben, warum der Vater keine Eile hatte, um so mehr, als es gegen Abend ging und ein heftiges Schneetreiben einsetzte. Dann und wann trat der Alte ans Fenster. Es schien, als wolle er mit seinem Blick das Gestöber durchdringen nach irgend etwas Lebendigem. Dabei brummte er unverständliche Worte vor sich hin. Je mehr die

Zeit vorrückte, desto unruhiger und ungehaltener wurde er. Der Bub, der nichts zu fragen wagte, hatte jetzt das bestimmte Gefühl, der Vater sei auf dem Lugaus nach jemandem, der sich in seiner Ankunft stark verspätet, der vielleicht gar im Nebel und Schnee den Weg verloren.

Als es bereits gegen neun Uhr ging und es dem Burschen klar war, daß sie diese Nacht auf der Hütte zubringen würden, polterten schwere Männerschuhe gegen die Hüttenüre.

Ein Blitz schoß auf in Albertins Augen. Also doch. Und er eilte, die verschlossene Türe rasch aufzuriegeln. Herein traten drei Männer, über und über mit Schnee bedeckt. Sie stampften kräftig auf, daß es weiß in der Hütte stob.

„Teufel, ist das ein Wetter,“ fluchte der erste, ein mächtiger, unheimlich dreinblickender Geselle. Sein Blick drohte den Buben zu Boden zu schlagen.

„Viel hät nit g'fehlt, und wir hätten bei dem höllischen Treiben die Hütten nit g'funden. Dann hätten auf Kaffee und Schokolade warten können, unsere Kaffeebaben drüben,“ fügte, rauh lachend, ein anderer bei.

Die Männer hingen die Mäntel an die Haken, wo im Sommer Gletscherseil und Pickel hingen, und zum Vorschein kamen große Tragsäcke.

Das waren Schmuggler. Georg erriet es sogleich. Und sein Vater war unter dem Vorwand, den Stutzer zu holen, auf die Klubbhütte gekommen, um ihnen, wie schon oft wahrscheinlich, bei ihrem dunklen Gewerbe an die Hand zu gehen. Und ihn, den Buben, hatte er unter falschem Vorwande mitgenommen. Zum erstenmal in seinem Leben sah sich Georg schuldlos auf Abwege gedrängt. Er war, wenn nicht der tätige Mithelfer, so doch der Hehler eines unlautern Vorhabens. Was hier vor sich ging, stand im Widerspruch zu den Gesetzen. Es lief dem Buben kalt und heiß den Rücken hinauf. Auf einmal schoß wilder Haß gegen seinen Vater auf in seiner Knabenseele. Unwissend war er ihm gefolgt auf verbotenen Wegen. Der Vater hatte ihn betrogen, angelogen.

Während der Knabe so sich in heißen Gedanken quälte, unterhielt sich der Vater in gedämpfter Stimme mit den Schmugglern.

Dann und wann erhaschte Georg einen Satz des Gespräches. So sagte der Vater: „Vorsichtig müssen wir sein. Die Polizei hat Witterung. Meine Hütte haben sie umstellt wie eine Mäusefalle. Mich sollt's nicht wundernehmen, wenn wir dies Mal handgreiflich werden. Habt bei Gott euer Gewehr im Sack.“

Da griffen mit grimmigen Mienen die Männer in die Säcke an der Wand. Heraus holten sie zusammenlegbare Waffen, die sie jetzt gebrauchsfähig machten und scharf luden.

Den Buben überkam ein Grauen beim bloßen Gedanken eines Zusammenstoßes mit der Polizei. Es ging auf Leben und Tod. Blut würde fließen. Vielleicht Tote geben.

Wäre er zu Hause geblieben! Hätte er dem Vater den Gehorsam geweigert! Er hatte aber gar nicht gewußt, um was es ging. Der Vater hatte ihn ja angelogen, unter falschen Angaben mitgelockt.

Wieder lohte die Flamme des Hasses auf gegen den, der ihm das Höchste auf Erden sein sollte.

Da kam ein neuer Gedanke in seine wirren Ueberlegungen. Wenn er wenigstens einen blutigen Zusammenstoß vereiteln könnte. Dann wäre schon viel gewonnen. Man könnte seinen Vater dann als Hehler der Schmugglerbande verurteilen und bestrafen. Das Furchtbare aber, daß er zum Mörder würde, wäre abgewandt. Aber wie?

Die Männer setzten einer aus dem Keller geholten Schnapsflasche tüchtig zu.

„Einheizen nach der Kälte,“ lachten sie und wollten dem Knaben auch anbieten. Der stellte sich schlafend auf einer Decke. Dabei aber fieberte sein Hirn nach einem Ausweg. Er sah und hörte alles, was um ihn vorging. Sah, wie die Männer zusichtlich betrunken wurden und hörte aus ihren jetzt unüberlegten Reden manches von den Einzelheiten ihres Vorgehens.

Gegen Mitternacht, als draußen heftig der Sturm an der Hütte rüttelte, stapften die stark angetrunkenen Männer die Treppe empor zum Heulager, warfen sich schwer und geräuschvoll auf die Pritschen. Den Knaben ließen sie unbeachtet liegen in der Stube. Nicht einmal das Licht hatten sie abgelöscht.

Wie Georg jetzt die immer halbgeschlossenen Augen weit öffnete, fiel sein Blick auf die vier Gewehre, deren Eisen im Lichtglanz schimmerte. Da stieg es auf in seinem Geist wie eine Einigung. In diesen Waffen lag die Gefahr. Wenn er die beseitigte, dann war ein Blutvergießen vermöglicht. Endlich tönte von oben hartes Schnarchen herunter zum Buben. Die Männer lagen in tiefem Schlaf.

Da stand Georg, zitternd vor Erregung, auf. Sein Entschluß war gefaßt. Auf den Zehenspitzen stahl er sich zu den Gewehren, legte sie behutsam und geräuschlos auf einen Sack, den er dann mit einem Lederriemen umschlang. Er hob die schwere Last ans Fenster, das er öffnete, stellte sie hinaus und sprang selber in die dunkle Nacht.

Der Schneesturm fegte um die Hütte. Er wollte dem Knaben den Atem benehmen. Der lud die Gewehre auf die Schulter und wandte sich talwärts, so gut er konnte, sich nach dem Gefühl an den Weg haltend.

Der Nachtwind heulte und pfiß zwischen den Felsen. Schneetreiben blendete des Knaben Blick. Er versank in Gewächten, stürzte nach vorwärts, die Last von sich schleudernd. Dann bahnte er wieder mühsam seinen Weg talzu.

Eine Stunde, zwei Stunden mochten verstrichen sein. Müde setzte er sich auf einen Stein, die Gewehre zwischen den Beinen. Da wurde ihm seltsam zu Mut. Die Kälte, die ihn eben noch gepenigt, schien gewichen. Der eisige Wind wollte ihm nichts mehr anhaben, und das Beißen an Ohren und Füßen gab nach. Gar liebliche Bilder taten sich auf vor seinem Geist. Er sah sich als ganz kleines Büblein, wie er mit seiner Mutter spielte und wie die graue Katze ihnen zuschaut.

Plötzlich, im schönsten Träumen, sah er Licht wie von Laternen vor seinen Augen sich bewegen und dunkle Gestalten. Und jemand schüttelte ihn und rief ihn beim Namen.

Da sprach er erschrocken die Worte: „Schmuggler, Klubbhütte, mein Vater.“ Das waren seine letzten Worte.

Alles wurde schwarz und leer um seinen Geist. Er fühlte nicht wie Männer ihn auf Mäntel beteten und seine erstarrten Glieder mit Schnee rieben. Wie sie zu ihm sprachen und etwas Heißes in den Mund leerten. Wie sie ihn dann in die leere Alphütte brachten und einer bei ihm wachte, während die andern ihren Weg zur Klubbhütte fortsetzten, sicher ihres Zieles und ihres Fanges.

Ein strahlend heller, beißend kalter Wintermorgen ging auf. Da bahnte sich ein Trupp Männer mühsam einen Weg durch den knietiefen Schneetalwärts. Vorne schritten, mit Handschellen gefesselt, der Albertin und die drei Schmuggler. Hintendrein die durch Bergler verstärkte Landjägerwache, der letzte der Männer den toten Buben auf den Achseln tragend, der sein Leben hergegeben, damit sein Vater nicht zum Mörder werde.



Mutterglück. Nach einem Gemälde von Konrad Grob

